

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 152.

Posen, den 6. Juli 1928.

2. Jahrg.

Copyright Carl Duncker Verlag, Berlin 1927.

## Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

5. Fortsetzung.

(Nachdruck unterfragt)

„Ein scheußliches Kraut,“ bemerkte er. „Aber was kann man in dieser Gegend auch anderes verlangen. Ich werde froh sein, wenn ich den Staub von meinen Füßen schütteln kann.“

„Wir haben noch verschiedene Einzelheiten zu besprechen,“ bemerkte Da Souza.

„Morgen,“ wehrte Trent ab. „Für heute ist es genug. Ich habe die furchtbaren Strapazen der Rückreise noch nicht völlig überstanden. Ich werde mich schlafen legen.“

Er schwankte auf den Beinen, als er endlich in die dicke Dunkelheit hinaustrat. Die Luft war schwer von den fieberschwangeren Dämpfen, die aus den großen und auf der anderen Seite des Urwaldes liegenden Sümpfen aufstiegen. Er wanderte eine kleine Strecke weiter der Wasserseite zu und ließ sich schließlich auf einem Baumstumpf nieder. Eine leichte Landbrise umspielte seine heiße Stirn, ein schwermütiges Rauschen drang aus dem Walde zu ihm, der in geringer Entfernung vor ihm lag — düster und undurchdringlich.

Er wandte ungehalten den Kopf, erfaßt von einer Art abergläubischer Furcht. War es ein Neger, der rief, oder hatte er tatsächlich das Stöhnen eines Sterbenden vernommen, irgendwo weit fort in dem düsteren, Gefahren bergenden Busch. Er murmelte halbblaute Verwünschungen. Er war doch nicht auf dem Wege, ein sentimentales altes Weib zu werden? Einen Augenblick später schloß er die Augen und drückte die Hand gegen die glühenden Widen. Er war ein Mann mit wenig Phantasie, aber doch schien das bleiche Gesicht eines Sterbenden plötzlich aus der Dunkelheit aufzutreten — wie ein Irrlicht aus dem Sumpf zu ihm erhoben —, die hohlen, leblosen Augen schienen fortwährend die seinen zu suchen, traurig und bedeutungsvoll, mit einem schwachen Vorwurf. Mit einem groben Fluch erhob sich Trent, wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. Er zitterte am ganzen Körper.

„Wenn wieder ein derartiger wahnsinniger Anfall kommt, dann bekomme ich das Fieber zu packen,“ murmelte er. „Hinweg mit dir, häßlicher, grinsender Totenschädel! Doch — was rede ich. Bin ich schon verrückt geworden? Es ist doch niemand da! Wie wäre das auch möglich!“

Alle Sinne gestrafft, horchte er in die Nacht hinein. In der Ferne vernahm man den leise klagenden Laut des Windes im Walde und die Geräusche ruhelosen Nachtgetiers. In der nächsten Umgebung war niemand — war nichts, was sich bewegte. Er lachte laut auf und schlug den Heimweg ein. Dies war die letzte Nacht, die er in dem kleinen Bungalow verbringen würde.

Im Türeingang blieb er stehen und schaute nochmals nach dem geheimnisvollen Urwald zurück.

„Jetzt habe ich mit dir abgeschlossen!“ rief er, mit einem Klang triumphierender Freude in der Stimme. „Ich habe um mein Leben gewürfelt, und ich habe gewonnen. Morgen beginne ich, den Gewinn zu verzehren.“

VII.

In einem elegant möblierten Zimmer eines der größten Hotels Londons saß am Ende eines Tisches — mit Schriftstücken und Schreibgeräten überladen — ein Mann. Ein halbes Duzend Stühle waren achtlos beiseite geschoben, leere Sektflaschen standen auf dem Büfett, ein schwacher Tabakrauch war zurückgeblieben — kleine blaue Ringe stiegen noch flüchtig nach der bemalten Decke. Doch hatte keine eigentlich festliche Zusammenkunft stattgefunden. Papierbogen lagen hier und da verstreut umher, mit Ziffern bemalt; eine Schreibmappe mit Messingrand lag noch geöffnet am anderen Ende. Im Hintergrund war ein bleicher, hagerer Angestellter im abgetragenen schwarzen Anzug damit beschäftigt, Schriftstücke und Papiere in eine große Blechtrommel zu bergen.

Eine Versammlung hatte stattgefunden — eine Zusammenkunft einflussreicher Persönlichkeiten, die in der Finanzwelt eine erste Stellung einnahmen. Sie hatten sich anfangs ironisch, dann kritisch und schließlich begeistert über die besprochene Angelegenheit geäußert. Für den Zurückgebliebenen war es ein riesiger Erfolg geworden. Anscheinend hatte er nur wenig Ueberredungskraft gebraucht. Er hatte sich kurz und knapp geäußert, war aber trotzdem Herr der Situation geblieben. Er hatte nicht nur einen finanziellen, sondern auch einen moralischen Sieg über Männer errungen, deren Erfahrung und Kenntnisse die seinen weit übertrugen. Er war kein Citymagnat, wie sie, er hatte sich auch nie in der Kunst geübt, es zu werden. Denn er hatte sein früheres Leben in einem unzivilisierten Land verbracht, wo nicht nur um Geld, sondern auch um das Leben gespielt wird. Der Mann, der tief in seine Gedanken verloren dasaß, war Scarlett Trent.

Er lehnte leicht hintenüber in seinem bequemen Sessel, die Augen auf einen Punkt des Tisches geheftet. Der kleine Fleck Mahagoniholz schien auf geheimnisvolle Weise manche Szene seines früheren Lebens widerzuspiegeln, die ihm sonst nur selten vor den Geist kamen. Das heutige Geschehnis war wohl der Höhepunkt einer Reihe von Erfolgen, ebenso glücklich wie überraschend. Er war Pfundmillionär. Die heutige Besprechung, bei der er seinen Standpunkt gegenüber den erfahrensten und erfolgreichsten Männern der City erfolgreich verteidigte, hatte sein ganzes Vermögen mehr als verdoppelt. Vor einigen Jahren ohne Freunde und unbekannt, in England gelandet, hatte er sich heute einen hervorragenden Platz in der Gesellschaft erobert. Mit einem trüben Lächeln auf den Lippen rief er sich einzeln die verschiedenen von ihm gegründeten Unternehmungen in den Geist zurück: die Ausdauer, mit der er sie durchgeführt, die unwiderstehliche Kraft, mit der er weniger energische Menschen zur Seite gedrängt und dadurch selbst eine Sprosse höher auf der Leiter des Glücks gestiegen war. Wo andere es hatten aufgeben müssen, triumphierte er.

Heute war ihm der größte Sieg beschieden worden.

Er war jetzt Millionär — einer der Gewaltigsten der Welt!

Der jüngere Mann, seine Trommel und noch eine Aktentasche vollgestopft, machte sich zum Aufbruch bereit. Ehrfürchtig wagte er es, seinen Chef zu stören.

„Kann ich noch etwas für Sie erledigen, Herr Trent?“

Der Angesprochene fuhr aus seinen Grübeleien auf und kehrte in die Wirklichkeit zurück. Sein Blick schweifte durch das Zimmer und stellte fest, daß keine Schriftstücke zurückgeblieben waren. Dann heftete er ihn auf den Angestellten.

„Nichts mehr,“ sagte er mit einer Kopfbewegung, „Sie können gehen.“

Es war bezeichnend für ihn, daß trotz der Stunde des Triumphs sein Ton immer noch kühl und barsch klang. Die Worte, die den anderen bedrückten, blieben ihm beinahe in der Kehle stecken.

„Ich möchte — ich bitte um Verzeihung, Herr Trent —, ich gestatte mir, Ihnen zu Ihrem glänzenden Erfolg meinen Glückwunsch auszusprechen.“

Scarlett Trent musterte ihn kühl.

„Was wissen Sie davon. Um was kümmern Sie sich?“

Der andere seufzte und schwieg eingeschüchtert. Er hatte sehnsüchtig gehofft, daß sein Chef diesmal zugänglicher sein würde, daß ein Wort des Glückwunsches, zu gelegener Zeit geäußert, einen Funken Edelmut in dem Mann wecken würde, der trotz seines Reichtums heute noch ein Vermögen hinzuverdient hatte. Er besaß eine junge Frau, die von Tag zu Tag dahinschwand, und es würde keine allzulange Zeit dauern, da ihm eine Banknote, selbst eine noch so kleine, sehr gute Dienste leisten würde. Ihretwegen hatte er gesprochen. Er sah ein, daß er einen Irrtum begangen hatte.

„Verzeihung, Herr Trent,“ sagte er scheinbar. „Es ist mir natürlich bekannt, daß die Herren für ihre Anteile des Buchomari-Syndikats eine enorme Summe bezahlt haben. Das geht mich allerdings nichts an, und ich bedaure, daß ich mich zu einigen Bemerkungen habe hinreißten lassen.“

„Es hat Sie überhaupt nichts zu bekümmern, was ich für mein Eigentum erhalte,“ entgegnete Trent unwirsch. „Ich habe es Ihnen doch schon öfter gesagt. Was legte ich Ihnen ans Herz, als Sie zu mir kamen! Nichts ansehen und anhören außer Ihre Arbeit. Stimmt das oder nicht? Heraus mit der Sprache, Mann. Stieren Sie mich nicht an wie eine Gule in Todesgefahr.“

Der andere war erleichtert und schluckte hörbar. Aber er dachte an seine Frau und nahm allen Mut zusammen.

„Sie haben vollkommen recht, Herr Trent. Einem Dritten gegenüber würde ich auch nie davon gesprochen haben. Aber wir waren jetzt allein, und ich glaube, daß die Umstände diesmal eine Entschuldigung für meine Freimütigkeit sein würden.“

Sein Chef ließ ein unheilverkündendes Brummen laut werden.

„Wenn ich sagte: Nichts hören oder sehen, dann meine ich es so,“ polterte er, „ich will nicht durch Sie an meine Geschäfte erinnert werden. Glauben Sie, daß ich es selbst nicht weiß?“

„Gewiß doch, Herr Trent. Ich sehe jetzt ein, daß ich hätte schweigen müssen.“

Scarlett Trent hatte seinen Stuhl gerückt und schaute mit einem gewissen mitleidlosen Tadel in das bleiche, nervöse Gesicht.

„Ihre Tadel ist aber sehr schäbig, Dickenson. Warum taufen Sie sich nicht eine neue?“

„Ich stehe hier gerade im vollen Licht, Herr Trent,“ antwortete er mit neuer Furcht im Herzen. „Sie muß mal wieder gut abgebürstet werden. Ich werde gelegentlich nach einer neuen aussehen.“

Sein Chef knurrte wieder etwas vor sich hin.

„Welches Gehalt beziehen Sie?“

„Zweihundertvierzig Mark im Monat, Herr Trent.“

„Und wollen Sie da etwa behaupten, daß Sie sich nicht anständig kleiden können? Was machen Sie eigentlich mit dem Gelde? Es wird natürlich alles in Kaffees und Rinos ausgegeben, nicht wahr?“

Der junge Mann zeigte jetzt endlich einen Funken Tapferkeit. Er wurde rot.

„Ich besuche keine Kaffees, Herr Trent, und ich habe seit Jahren keinen Wein oder sonst Alkohol getrunken. Ich habe eine Frau zu ernähren, und viel leicht — wir erwarten —“

Er schwieg unvermittelt. Wie konnte er davon sprechen, was trotz aller damit verbundenen Angst sein Herz vor Freude schneller pochen ließ, während sein Chef ihn so kühl anstarrte. Er vollendete seinen Satz nicht, und der Freudenglanz, der flüchtig sein alltägliches Gesicht erhellt hatte, erlosch. Er senkte den Kopf und schwieg.

„Eine Frau!“ wiederholte Trent geringschätzig, „und alles was drum und dran hängt, wie? Ihr jungen Männer seid doch zu große Esel. Da muß man doch beginnen, sich einen Platz in der Welt zu erobern, man hat den Fuß noch auf der ersten Sprosse, quält sich mit einem kleinen Gehalt, und dann werden mit Absicht und klarer Vernunft alle Möglichkeiten des Vorwärtkommens in einem Augenblick des Wahnsinns fortgeworfen. Sicherlich eine hübsche Larve und keinen Pfennig Geld. Ein Spaziergang im Mondschein, ein wenig sentimentales Geschwätz, und wie fortgeblasen sind alle Möglichkeiten des Vorwärtkommens. Kein Wunder, daß es da so viele Schafe gibt, und so wenige Führer,“ fügte er spottenden Tones hinzu.

Der junge Mann hob den Kopf. Wieder überzog brennende Glut seine Wangen. Und doch — wie schwer fiel es, seine Würde gegenüber dem Mann, von dem sein tägliches Brot abhing, zu behaupten.

„Sie irren sich, Herr Trent. Ich bin sehr glücklich und zufrieden.“

Trent lachte höhrend.

„Danach sehen Sie nicht aus.“

„Möglich, Herr Trent,“ fuhr der Jüngere mit dem Mute der Verzweiflung fort, „aber ich bin es. Ein jeder hat seine eigene Auffassung vom Glück. Sie selbst haben viele Entbehrungen ertragen, schwer gearbeitet, vielen Unannehmlichkeiten und Gefahren getrotzt, nur um reich zu werden. Ich habe auch Entbehrungen erduldet, gearbeitet und gekämpft, um für das Mädchen, das ich liebte, ein Heim zu schaffen. Sie haben Erfolg gehabt, und Sie sind glücklich. Mich verlangt nicht danach, Millionär zu sein. Aber mich verlangt danach, meine Frau zu erobern.“

Scarlett Trent sah ihn sprachlos überrascht an. Dann lachte er auf, und eine Zentnerlast fiel dem Mann, der sich einen Augenblick vergessen hatte, vom Herzen. Das Lachen klang vielleicht etwas spöttisch, aber nicht ungehalten.

„Sie haben mich schön in die Enge getrieben,“ bemerkte Trent. „Sie sind meiner Ansicht nach ein einfüßiger Narr! Aber wenn Sie zufrieden sind, kümmert es mich nicht weiter. Hier, kaufen Sie sich eine Tasse und trinken Sie ein Glas Wein.“

Er stand auf und warf eine Banknote auf den Tisch. Der andere entfaltete sie und gab sie leicht bestürzt zurück.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Trent,“ sagte er demütig, „aber Sie haben sich versehen. Es ist eine Fünfundzwanzigpfundnote.“

Trent schaute darauf nieder und streckte die Hand aus. Dann zog er sie wieder zurück.

„Lassen Sie nur,“ wehrte er mit einem kurzen Auf-lachen ab. „Ich wollte Ihnen einen Fünfundzwanzigpfundschein geben. Aber es ist kein großer Unterschied. Schaffen Sie sich einen neuen Anzug an.“

Der andere schloß einen Moment die Augen. Er vermochte nichts zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)

# Im Ruderboot von Posen nach Danzig.

Von Richard Sahn, stud. rer. pol. Posen.

(8. Fortsetzung.)

Mit dem Frühaufstehen hatten wir unseren Zweck nicht verfehlt. Um halb drei war es so kalt und tauig geworden, daß jeder zur Abfahrt drängte, um sich beim Rudern die nötige Wärme zu holen. Mit dem größten Genuß war im Nu ein mächtiger Topf warmen Thees ausgetrunken, wobei die „Gier“ nach Wärmekalorien bei uns dreien nicht zu verhehlen war. Als die Sonne aufging, waren wir schon im Boot. Blutröt wurden die Sonnenstrahlen von den Fenster Scheiben einiger Hütten zurückgeworfen, die verstreut aus dem Grün einzelner Bergeschluchten hervorstukten. Koffbraun tönten die hohen Pieserstämme und Lehnhänge des Ufers in der klaren Morgenluft mit der schönsten Sonnenaufgang der ganzen Fahrt. Wir passierten die Marienwerderer Eisenbahnbrücke, die seit dem Versailler Frieden außer Verkehr steht. Im Morgenschlummer ließen wir Mewe hinter uns liegen, rasch ging es stromab. Mittlerweile war unser alter Feind wieder auf der Bildfläche erschienen und wehte von Stunde zu Stunde immer kräftiger die Weichsel hoch, so daß die ganze Wasserfläche nur noch aus lustig tanzenden Wellen bestand. Bei der Rogat-abzweigung in Riekle war der Wellengang so stark geworden, daß wir am Ufer entlang rudern mußten. An besonders lustigen Stellen artete dieses „Herabtragen“, wie der Fachausdruck heißt, sogar in Umfahren der Bühnentöpfe aus, um der Gefahr des „Vollschlagens“ zu entgehen. Durch diese Umstände verzögert, trafen wir gegen zwölf Uhr in Dirschau ein. Bei den zwei großen Brücken legten wir an, zeigten oben auf dem Brückenkopf unsere Ausweise vor und fuhrten nach vierstündiger Rast weiter. — Wind und Wellen hatten noch, immer nicht merklich nachgelassen, und so galt für uns nach wie vor das Steuermotiv: „Immer an den Bühnen lang“. Riesige Dämme umgeben in einiger Entfernung zu beiden Seiten den Fluß. Wir sind im Danziger Werder. Da man keine Aussicht hat, ist die letzte Weichselstrecke sehr eintönig. Stellen, an denen hinter den Dämmen Dörfer liegen, kennzeichnen sich durch die vielen Lastkähne, Fischertutter und Eber, die am Ufer vor Anker liegen und durch ihre farbige Bug- und Heckbemalung etwas Leben in die Eintönigkeit bringen. Einige Fährten verbinden beide Ufer miteinander; das meiste wird mit Dampfmaschinen bespannt, die die Erzeugnisse des Werders durch den Weichsel-Haff-Kanal nach Danzig bringen. Gegenüber der Ortschaft „Rote Dube“ mündet er in die Weichsel. Hier, genau an der Fährten hatte es uns mal wieder „geschmückt“. Schon die letzten Kilometer merkten wir, daß die „Hese“ richtig zu stampfen begann, die Wellen waren also höher und vor allem länger geworden. Das taktartige „An-den-Bug-Klatschen“, das Typische für die kleine Flußwelle, war schon lange nicht mehr zu hören. Dafür hob und senkte sich das Boot in regelmäßigen Abständen. Anfangs freuten wir uns sehr über dieses Aufundabwiegen; es ist ja ohne Zweifel ein wunderbares Gefühl, wenn das schlante Boot immer hoch- und niedernippt. Aber als ausgesprochene „Flußpiraten“ waren wir uns darüber noch nicht im klaren, daß diese Wellen gefährlicher sind. Ab und zu bekamen wir so einen kleinen „Tropfen“ in unser Boot; doch beachtet wurde dieser Vorfall weiter nicht, bis die Sache schließlich etwas „brenzlich“ wurde. Bei Roter Dube hatte der Steuermann eine Welle nicht genau senkrecht „angeschnitten“. Am Bug hatte sie uns gefaßt, auf Steuerbord scherte das Boot etwas unter, und am Heck verließ sie uns wieder. Bei der Geschichte gab es einen gewaltigen Ruck nach einer Seite, den wir zur Not mit den Stulks ausgleichen konnten. Eine gewaltige „Ladung“ und ein noch viel gewaltigerer Schreck waren es, was die Welle in unserem Boote zurückließ. Unsere Bekanntschaft mit den Meerwellen, die bei dem herrschenden Nordwind sich von der Mündung flusshinaufwärts fortsetzten, hatten wir gemacht. Die „Wittentakte“, die die erste Welle bei ihrem Eintrittsbesuch hinterließ, hatte so viel Ueberzeugungskraft, daß wir es vorzogen, anzulegen und auf ruhiges Wasser zu warten. Ein Fährmann erzählte uns in seinem Platt, das wir nur mit der größten Aufmerksamkeit verstanden, daß wir großes „Schwein“ gehabt hätten, denn zu Pfingsten war bei ebenfolchem Wetter ein Boot eines Danziger Vereins gekentert, wobei leider ein Ruderer erkrankt. So schickerte an kaum fünf Kilometern, die noch auf der Stromweichsel zurückgelegt werden mußten, unser ganzer Tagesplan. Ungebuldig saßen wir am Ufer. Jeden Wellenberg schätzten wir ab. Aber sie wollten und wollten nicht kleiner werden. Wie viel Stunden wir in den Wellengang geduckt hatten, das wissen wir nicht mehr. Uns schien es, als hätten wir einen ganzen Tag auf ruhiges Wasser gewartet, so langsam schlich die Zeit dahin. Nach sieben Uhr abends konnten wir die Fahrt erst fortsetzen. In dreißig Minuten waren wir in Einlage und fuhrten sofort in den Hafen, an dessen Westseite die Schleuse zur Toten Weichsel liegt. Zu spät! Um sieben Uhr ist Feierabend. Der Schleusenmeister selbst war fortgegangen, und so war unsere Hoffnung, nach langen Warten doch noch geschleust zu werden, zu früh. Es wäre in der Tat auch ganz zwecklos gewesen, wenn er uns in Einlage noch geschleust hätte. Danzig hätten wir erst um elf Uhr abends erreicht. Da wir keine Positionskarten besaßen, so hätte uns die Wasserpolizei sicher an den Fragen bekommen, wenn wir bei Dunkelheit durch den Danziger Hafen ohne Richter gefahren wären.

Für uns galt es jetzt, eine Unterkunft ausfindig zu machen, denn eine Nacht auf der Kaimauer zählt gerade nicht zu den Freuden einer Wanderruderschaft. Die einzige Rettung wäre der Schleusenmeister gewesen, aber der war nach Dienstschluß ausgegangen, und niemand wußte, wann er zurückkehren werde. Nach längerem Suchen und Herumfragen gaben wir auch diesen Plan auf und machten es uns auf der Hafenanlage recht „weich und bequem“. Die „Hese“ banden wir unter einem Dampferanlege fest. Dort lag sie sicher. Weder von Wellen noch von vorbeifahrenden Kähnen und Dampfern konnte sie an Pfähle oder Kaimauer gedrückt werden. Wir selbst bereiteten auf der Sohle des Kaidammes die Zeltbahn aus, so daß wir mit dem Rücken wie in einem Riegestuhl auf dem ansteigenden Hafendamm zu liegen kamen, und schliefen in dieser protzhaften Ruhelage trotz Nebel und Tau einfach herrlich, denn wir hatten eine gute Tagesstrecke hinter uns. Ich schreite mir am Morgen aus dem Schlafe. Ein Dampfer hatte an unserem Steg angelegt. Obenbetäubend ließ er seine Sirene aufheulen, um dem Schleusenmeister das Zeichen zum Öffnen der Tore zu geben. Da in kurzen Abständen noch weitere Dampfere folgten und ebenfalls durch langes, lautes Getöse ihre Ankunft anmeldeten, war es mit dem Schlafen vorbei. Wir machten uns reisefertig und gingen ebenfalls in die Schleuse. Seeartig erweiterte sich die Tote Weichsel hinter der Einlager-Schleuse. Eine endlose Balkenreihe kennzeichnet die Fahrinne, in der reger Verkehr herrschte. In großem Bogen steuerten wir um die Dampfere herum, aus Angst vor den mächtigen Bugwellen, die sie vor sich herschoben. Und nach der gestrigen Erfahrung war doch Vorsicht am Platze. Auf halbem Wege begegneten wir dem ersten deutschen Dampfer, der „Germania“, die den Personenverkehr nach Gding aufrechterhält. Zu spät erkannten wir den Namen, um den Dampfer auf die Platte zu hängen. Bald begannen auf dem Südufer riesige Holzplätze, die mit kleinen Unterbrechungen bis zur Danziger Eisenbahnbrücke reichten. Unzählige Sägemühlen bearbeiteten das geflöhte Holz. Durch ein Tor werden die Stämme zur Säge heraufgezogen, durch ein anderes gleiten sie auf Rutschbahnen als Bohlen oder Bretter gleich wieder hinaus. Notdürftig werden sie zu Planken zusammengepackt und nach dem Hafen zu den Transportschiffen befördert. Auf dem waldigen rechten Ufer liegen langgezogene Fischereidungen. Ein Kutter am anderen liegt hier vor Anker; lustig schaukeln sie in den Wellen und lassen ihre Masten in den Lüften pendeln. Kurz vor dem Durchbruch in Neufähr liegt der Wasserflugplatz; ein Dornierflugzeug stand wohl gerade zur Abfahrt bereit, ein zweites wurde überholt. Am Durchbruch gab es für kurze Zeit noch einige Seewellen ab, die nur mit List und Tücke zu überwinden sind, bis man in den Schutz der letzten, jetzt nicht mehr im Gebrauch befindlichen Schleuse kommt. Bislang war die Aussicht nach Danzig durch die Schleusenanlagen verperst, bei der Ausfahrt aber hat man freien Blick bis weit zu den Danziger Höhen. Stolz ragt die Marienkirche, Danzigs Wahrzeichen, aus dem großen Häuferteer, ein alter Zeuge von Macht und Ansehen. In kurzer Zeit waren wir mitten im Danziger Hafen. Zur „größten Freude“ kauften bald hier, bald dort aus den verschiedensten Ecken und Winkeln Schlepper heraus, denen wir mit einem ganz fabelhaften Respekt aus dem Wege fuhren. Gerade wenn wir in den schönsten Betrachtungen von Schiffen und Hafenanlagen versunken waren, dann schreckten sie uns auf, und wir mußten der Fahrtrasse mehr Aufmerksamkeit widmen. Kurz nach zehn Uhr am Vormittag legten wir am Bootshaus des Ruderklubs „Victoria“ an. Man schrieb bereits den 8. August.

## Vertrauen.

Von Pierre Vallagns.

Emilienne, die bereits drei Jahre mit einem reichen Fabrikanten verheiratet war, und Josette, die sich eben mit einem talentierten jungen Architekten vermählt hatte, waren sehr gut miteinander befreundet.

Frau Josette Agnet war sodann von ihrer Hochzeitsreise zurückgekehrt, und Frau Emilienne Dienze erwartete sie mit großer Spannung.

Josettes frohes Gesicht und stillbergnügles Lächeln überzeugten Emilienne davon, daß ihre Freundin sehr glücklich sei. Josette umarmte und küßte ihre Freundin und fing dann gleich an zu erzählen:

„Emile ist herrlich! Emile ist ein Gentle! Emile hat inwischen einen sehr ehrenvollen Auftrag erhalten. Emile war der charmanteste, der aufmerksamste und zärtlichste Gemann!“

Josette erklärte, daß es einfach herrlich sei, durch die Ehe selbständig und frei zu sein.

„Ja“, unterbrach Emilienne sie, „aber mein Mann ist nur so scheinlich eifersüchtig.“

„Ach — Emile ist nicht ein bißchen eifersüchtig!“ Ich kann tun, was ich will! Er weiß ja, daß er sich auf mich verlassen kann. Das ist herrlich. Ich fühle mich so frei, seitdem ich meiner Mutter nicht mehr über alles Rechenschaft abzulegen brauche. Gewiß hatte ich nichts zu verbergen — aber es ist doch wirklich nicht schön, immer kontrolliert zu werden!“

warst und mit wem du den ganzen Tag über zusammen gewesen bist?"

"Nein — aber so weit kommt er gar nicht, denn sowie er nach Hause kommt, erzähle ich ihm alles, und er hört mir aufmerksam zu, selbst wenn er vielleicht mitunter an ganz andere Dinge denkt — er hat ja so vieles, woran er denken muß..."

"So ist es leider nicht bei uns! Natürlich sind wir auch glücklich, nur kann es ja zuweilen recht unangenehm und ärgerlich sein, nicht einen Schritt machen zu können, ohne gleich gefragt zu werden: „Wohin?"

"Nein — so ist Emile — Gott sei Dank — nicht. Seine wegen kann ich alles tun, was mir einfällt!"

Es verging ein dreier Jahre. Während dieser Zeit hatten sich die Freundinnen nicht gesehen. Frau Emilienne Dieuze hatte mit ihrem Manne eine lange Auslandsreise gemacht und freute sich darauf, Josette wiederzusehen. Josette war auch noch dieselbe schöne und strahlende Frau wie zuvor, aber trotzdem...

"Bist du immer noch so glücklich?" fragte Frau Dieuze.

"Ja," erwiderte Josette, "aber etwas quält mich."

"Ist denn etwas mit deinem Mann...?"

"Emile ist gut und liebt mich wohl auch noch immer, aber ich bin sehr unruhig. Kannst du dich entsinnen, wie ich mich damals über sein unbedingtes Vertrauen zu mir freute?"

"Ja, ist er den jetzt eifersüchtig geworden?"

"Eifersüchtig? Glaubst du vielleicht, daß er eine blasse Ahnung davon hat, was Eifersucht ist? Ich gehe und komme, ohne daß es ihm jemals einfiele, mir zu mißtrauen. Ich habe ihn auf die Probe gestellt. Acht Tage lang habe ich ihm nicht das geringste von mir erzählt. Aber glaubst du vielleicht, daß er das überhaupt beachtet hätte. Keine Frage. Ein Mann muß doch schließlich wirklich etwas auf der Hut sein in bezug auf seine Frau, etwas ängstlich. Wenn er das nicht ist — dann liebt er sie eben nicht genügend. Dein Mann ist eifersüchtig — das ist für dich sehr schmeichelhaft, meine Liebe. Ich bin doch nicht etwa so häßlich; viele Männer machen mir doch tatsächlich bei Hof, aber Emile tut so, als ob er das überhaupt nicht glaubte. Entweder muß er also meinen, daß ich sehr häßlich bin, und daß demzufolge keine Gefahr besteht, oder aber, ich bin ihm ganz gleichgültig."

"Ja, aber — du warst doch damals gerade..."

"Nein! Schweig, ich weiß, was du sagen willst. Ich will mich jetzt aber nicht länger mit dieser Gleichgültigkeit abfinden. Der liebe Emile kann sich auf sonst was gefast machen. Wenn er bis jetzt noch nicht gewußt haben sollte, was Eifersucht ist, dann kann er's jetzt mal kennen lernen."

"Und sein Vertrauen?"

"Vertraue!" Danke bestens! Das ist einfach diskreditierend, wenn ein Mann Vertrauen zu seiner Frau hat, liebe Emilienne!"

(Aut. Uebersetzung aus dem Französischen.)

## Ich bin in eine Marionette verliebt.

Von Max Geisenhener.

Sie kam auf die kleine Bühne getänzelt, und ich mußte sie gleich lieben, obwohl nach ihr sechs andere, viel schönere Tänzerinnen aus den winzigen Kulissen schwebten. Aber keine hatte ein so kleines Köpfchen, keine ein so blondes. Die lange schmale Taille aus hauchdünn gewaltem Silberblech glühte im Strahlenglanz der Soffitensichter. Das kurze Ballettröckchen schwang in bauchigem Silberstoff, die Füßchen in roten Schuhen waren schmal und zart wie gerollte Rosenblätter. Spitz das zarte Kinn, rosarot die Backen, die Augen unter den krausen Pohns schwarz und riesengroß. Sie tanzte. An den schwarzen unsichtbaren Fäden ihres Schicksals tat sie einen Schritt, zwei, drei Schritte... ewig lächelnd ewig anmutig, ewig silbern. Was ist das nur, sagte ich mir: Sie hat keine Seele, und doch ist der Abganz von tausend Seelen um sie. Sie hat nicht Fleisch und Blut, und doch ist es, als sprühten die feinsten Adern, die feinsten Nerven in ihrem Körper. Sie hat kein Herz, und doch ist sie die Verführung selbst, rein und kalt, unerreichbar. Warum erregte mich das so? Eine Grammophonplatte, tausendmal gespielt, trakte zu dem Tanz. Gespenstisch schabte die Nadel über die Platte, als wolle sie gleich einer Heze krächzend und heiser längst Vergangenes beschwören.

Ich weiß nicht, wie es kam. Aber plötzlich stolperte ich eine schmale, dunkle Holzstreppe empor und stand in einem großen Kulissenraum. Das Marionettentheater wurde gerade hinausgerollt, um der nächsten Nummer Platz zu machen. Ein Mann mit zerknittertem Smoking, mit eingefallenen Backen, leberner Gesichtshaut und kleinen, glühenden schwarzen Augen trug die Puppen über der Schulter und tänzelte dabei so selbstsam hin und her, als wäre er selbst eine Marionette. Mit schnellem Blick hatte ich die kleine Blonde erspäht und fragte, ob ich sie einen Augenblick haben könne. Er reichte sie mir mit einer tiefen, hastigen Verbeugung, als hätte er mich erwartet.

Da sah sie nun auf meinem Arm wie ein kleiner, glänzender, erotischer Vogel. Und nun wußte ich mit einem Male, daß ich als Junge im dunklen Hof eines Berliner Hauses ein Mädchen gesehen, schmal, kaum elfjährig, zart, bleich, wußte, daß sie meine erste Liebe gewesen und daß ich sie vergessen hatte bis auf den heutigen Abend. Ja, das war ihr blondes Haar! Das waren ihre schwarzen Augen, ihr Gang, ihre Keuschheit, ihre Kälte, ihre unwirkliche Anmut. Ganz oben im Hinterhause hatte sie bei

ihrem Mutter gemohnt. Wie hatte sie mir uns gepieilt. Aber jeden Tag, um die dritte Nachmittagsstunde kam sie schüchtern und zierlich mit ganz kleinen Schritten, ein, zwei, drei, über den Hof, um einzuholen. Jeden Tag stand ich hinter dem Küchenfenster auf, um zu sehen, wenn sie die Treppe hinunterging. Dann stürzte ich auf den Hof, um ihr zu begegnen, paßte auf, daß sie niemand neckte, niemand ihr zu nahe kam, und machte ihr die große Hofstür auf. Wie sah sie mich an, immer guckte sie an mir vorbei. Ja, und dann kam der Tag, an dem wir aus dem Hause fortzogen. Die Möbel waren schon längst weggebracht. Ich war allein zurückgeblieben und stand wieder am Fenster in der leeren Küche. Ich mußte sie noch einmal sehen. Als sie kam, erlachte ich auf den Hof. Wir gaben uns die Hand. Ich küßte ihre feuchtfühlen Finger mit starem Druck in den meinen. Sie sah mich zum ersten Male an und sagte: „Danke schön!“ Wie eine Spielhose hatte es geklungen. Dann war sie verschwunden. Ich habe sie nie wieder gesehen.

Die Marionette auf meinem Arm wippte. Fast wäre sie hinuntergefallen. Leblos, mit eingeknicktem Leibe und schlaffen Beinchen hing sie über meinem Arm. Ich richtete sie sorgsam wieder auf, wandte mich ein wenig ab und neigte mein Gesicht zärtlich über ihren Scheitel. Die Luft schmeckte nach Staub und Verwesung.

Als ich aufblühte, stand das kleine Männchen in seinem verknitterten Smoking wieder da, hielt den Kopf schief, verbeugte sich, nahm die Puppe, warf sie mit einem Griff über die Schulter und verschwand tänzelnd hinter der dunklen Kulisse.

## Natürliche Windmesser.

Wie wir am Stand der Sonne die Tagesstunde erkennen können und wie der verirrt Wanderer an der Konstellation der Gestirne sich zu orientieren vermag, so finden wir in der Natur auch natürliche Windmesser, die uns die Stärke des herrschenden Windes angeben. Bäume sind solche natürlichen Windmesser; an der mehr oder weniger lebhaften Bewegung ihrer Blätter, am Schwanfen der Zweige, an ihrem Biegen und Brechen können wir die Stärke des Windes feststellen.

Wenn die Blätter unbeweglich sind, dann herrscht überhaupt kein irgendwie bemerkbarer Wind, also ein Luftzug jedenfalls, der eine geringere Schnelligkeit besitzt als drei Kilometer in der Stunde. Ein leises Zittern der Blätter zeigt eine mäßige Brise von etwa 16 Kilometern an, und wenn die Zweige sich biegen, dann ist die Windstärke auf etwa 25 Kilometer gestiegen. Bei einer Windstärke von 30 Kilometern schwingen die Zweige heftig, die Rappeln ächzen und biegen sich... Der Sturm braut uns um die Schläfen, wir halten krampfhaft den Hut fest, damit er uns nicht vom Kopfe gerissen wird, wie den Bäumen dort die Blätter. Das deutet mindestens auf eine Schnelligkeit des Sturmes von 50 Kilometern. Und wenn Schornsteine einstürzen und Dächer abgetragen werden, dann... — wenn wir überhaupt noch zu dieser Feststellung fähig sind und unser Heil nicht in schleuniger Flucht suchen sollten, dann also haben wir es mit einem Tornado zu tun, der 125 und mehr Kilometer in der Stunde dahinstrast...

## Aus aller Welt.

**Die Hundstage.** Die sogenannten Hundstage fallen in den Juli und einen Teil des August. Sie sind nach dem Sirius, dem Hundstern, benannt, der glänzendste der Fixsterne, der dann zur Tageszeit erscheint.

**Der Spargel der Liebenden und Advokaten.** An den Spargel knüpften die alten Römer viel Aberglauben. Der Genuß von Spargelwasser sollte Liebe erwecken, eine Spargelstange, an einen seidenen Schnur um den Hals getragen, galt als Liebesamulett, und wegen des immer neuen jungen Ausschlagens der Pflanze — Spargelpflanzen können wirklich zwanzig Jahre und mildwachsende sogar noch älter werden — wurde der Spargelgenuß besonders solchen Menschen empfohlen, die viel und unermüdet sprechen mußten, wie die Rechtsgelehrten und Staatsmänner, die ihn aber wohl aus anderen Gründen gern verspeisten. Sein rasches Wachstum machte den Spargel auch zum Sinnbild der Schnelligkeit, weshalb Kaiser Augustus, wenn er die rasche Beendigung einer Sache kennzeichnen wollte, gern zu sagen pflegte: „Es wird schneller als Spargel fertig sein.“

## Fröhliche Ecke.

Wer freut sich da nicht. Eine New Yorker Hutfirma klebt ein Plakat:

„Smiths Hüte sind die besten. Auch Chaplin trägt einen.“

Die Konkurrenz ließ darunter kleben:

„Darum lacht die ganze Welt über ihn.“ E. W.

**Der Sohn.** Generaldirektor hat ein Auto.

Eines Tages ist sein Chauffeur todkrank.

Generaldirektor geht, ihn zu besuchen.

Trifft des Chauffeurs fünfjährigen Jungen vor der Tür.

Mit den Worten:

„Weißt du auch, kleiner Herr, wer ich bin?“ will er ihm eine Mark geben.

„Freilich! Sie sind der Herr, den Papa immer in seinem

Wagen mitnimmt!“

J. H. R.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Schla, Poznań